

(Nachdruck verboten.)

24)

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Wenn es irgend etwas gab, was Kjøl veranlassen konnte, seinen freiwilligen Hausarrest zu unterbrechen und den Halsen vorspannen zu lassen, so war es das Erscheinen dieses jungen Geden von Doktor, der es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, die Menschheit in Gemeinschaft mit Thekla von der Wiege an zu reformieren. Verteufelte Seelenentwicklung! Thekla war den ganzen Tag nervös und schlecht gelaunt und besand sich in größter Spannung, wenn er einmal weder beim Ausfahren noch beim Nachhausekommen bei ihr vorgesprochen hatte.

Nest endlich ging er. Und Thekla kam mit ihm heraus.

„Adieu! Adieu!“

Sonderbar, als das Karriol davon gefahren war, schlug sie den Weg ein, der den Doktorhügel hinaufführte.

Kjøl schlenderte langsam hinterdrein.

Als sie beide zu Frau Daarvig ins Zimmer getreten waren und Thekla sich bequem hingesetzt hatte, begann sie:

„Ich komme mit einem Anliegen zu Dir, Frau Vente: es handelt sich um eine allgemeine Aufforderung an Doktor Stenwig von seiten der Frauen und Mütter der Gegend, in dem Gemeindehause einen Vortrag über Kinderhygiene und Gesundheitspflege zu halten. Es bedarf einer Reform. Für einen jeden, der sich einmal darüber klar geworden ist, wie verkehrt die ganze Behandlung der kleinen Kinder ist — sie ist nämlich der reine Mord —, ist der jetzt herrschende Zustand unverantwortlich. Auch hier in unserm Distrikt muß man endlich einmal anfangen, für eine sociale Frage zu wirken. Deswegen bitte ich Frau Vente Daarvig, ihren Namen obenan auf die Liste zu setzen, damit die Sache gleich ordentlich eingeführt wird.“

„Du mußt es mir nicht übel nehmen, Thekla, aber willst Du den Hut nicht abnehmen? Aber ich habe selber Kinder gehabt und habe auch eine Idee über die Ansichten, die mein Mann sich infolge jahrelanger Erfahrungen gebildet hat, und ich kann nicht sagen, daß ich mit Herrn Stenwigs neuen Theorien durchaus übereinstimme — die schmecken mir zu sehr nach dem Buchstaben, soweit ich davon gehört habe. Und deswegen wirst Du einsehen, daß ich nicht die geeignete Persönlichkeit bin, mich an die Spitze gerade dieser Bewegung zu stellen.“

„Ich muß sagen,“ meinte Kjøl, „ich muß wirklich sagen, dieser Wunsch dieser Doktor — ich bin wirklich ganz starr vor Staunen! Ja, denn es ist doch mehr als frech, ihm nicht zu sagen, unverschämt, die Frau seines Konkurrenten für sich Reklame machen zu lassen, die Frau seines Konkurrenten... Dies würde ungefähr dasselbe sein, als wenn ich die Frau des Wanddirektors bitten wollte, die Einladung zu einem Vortrag zu unterschreiben, den ich gegen ihn halten wollte! — Humbug, Reklame! — Pui, Stuck! — Du mußt doch selbst einsehen, Thekla —“

„Ja, ich sehe Sägespäne und Sägespäne und nichts als Sägespäne, keine Lust für einen zeitgemäßen Gedanken,“ entgegnete Thekla ärgerlich.

„Aber nein, Thekla, so hör' doch — kannst Du denn nicht hören? — ich wollte ja nur sagen, er wisse sich Deinen seltenen Sinn für höhere Interessen zu nütze zu machen. Ja — denn Thekla ist eine große Persönlichkeit, Mutter — Und wenn ich reich werde, so soll es Dir nicht an Mitteln fehlen, mit denen Du wirken kannst. Ich sage Dir, Theklachen, mir und keinem andren sollst Du es zu verdanken haben, daß Du mit Deinen Ideen nicht sitzen bleibst und in einem luftleeren Raum nach Atem zu schnappen brauchst. Sonnabend, den 16., abends, bin ich Sparbankdirektor, so sicher wie —“

Frau Daarvig zuckte zusammen.

„Ich bin es so gewiß, wie ich lebe, Mutter. — Und,“ fügte er bewegt, überwältigt hinzu, indem er das Zimmer verließ, „wenn man an nichts weiter denkt, als Dir das Leben angenehm zu machen, Dich auf Händen zu tragen, Thekla, so könntest Du auch wirklich gern ein wenig Respekt vor mir haben, Du —“

Frau Ventes Antlitz nahm einen beinahe harten Aus-

druck an; sie hielt Thekla an, die ihre Guldbänder zusammenknüpfte und sich anschickte zu gehen.

„Thekla, da Du doch einmal hier bist, möchte ich Dich bitten, noch einen Augenblick Platz zu nehmen und mich ruhig anzuhören. Es ist eine kleine Warnung, die ich Dir erteilen möchte; Du — Du mußt mich aber nicht mißverstehen.“

Thekla sah sie erstaunt, halb gereizt, neugierig an.

„Es giebt Dinge, vor denen man sich scheut und die man am liebsten so lange wie möglich hinausschiebt. Aber auf der andren Seite, meine ich, daß niemand es Dir so geradezu sagen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von Dir mißverstanden zu werden, als gerade ich. — Es handelt sich um Stenwig.“

„Dacht' ich mir's doch!“

„Ich will es Dir gerade heraus sagen, daß man mir überall mit so wunderlichem Lächeln begegnet und hie und da auch wohl ein Wort fallen läßt, und ich halte es für meine Pflicht, es Dich wissen zu lassen.“

Thekla musterte Frau Vente mehrmals von oben bis unten — es lag etwas überrascht Forschendes in ihrem Blick, daß so etwas von ihr kommen konnte!

„Ich mache mir nicht das geringste aus dem, was den Leuten über mich zu sagen oder zu denken beliebt. Eine Freundschaft, die auf so vielen und so starken Interessen beruht wie die zwischen Stenwig und mir, kann sich nicht an Klatsch kehren. — Jedes geistige Verhältnis zwischen Mann und Frau muß sich darin finden, verkannt zu werden — wenigstens vorläufig noch. Ich sage: vorläufig, Frau Vente, so lange es noch so viele Menschen giebt, die mit unaufgeklärten Volksbegriffen alles das beurteilen, was sich von entwickelterem, modernem Leben zu regen wagt. Es befremdet mich nur, hier im Hause so bornierten Anschauungen zu begegnen.“

„Ja, meine Ansicht ist es nun einmal, daß eine Frau um ihres Mannes und ihrer selbst willen auch den Schein wahren muß.“

„Das ist meine Ansicht nicht. Und falls Du im Auftrag von Kjøl mit mir redest, so kann ich mir nur jegliche Einmischung verbitten — verzeih, daß ich's so gerade heraus sage.“

„Kjøl weiß nichts von dem, was ich hier sage, das versichere ich Dich. Aber wenn ich Dich warne, so geschieht dies nur, weil „das Volk“, wie Du es nennst, hier ganz in seinem Recht ist.“

„Was meinst Du damit, Vente?“

„Das will ich Dir sagen. Wenn einer Frau Herz und Freude, ihre Sympathie wie ihre geistigen Interessen nicht bei dem Manne, sondern bei einem andren sind, so fühlen alle gesunden Menschen, daß hier etwas ist, wie es nicht sein soll — selbst wenn nicht der geringste Hauch von dem vorhanden ist, was man im alltäglichen Leben als Untreue bezeichnet. Die Hauptsache ist und bleibt, daß der Mann um das Wesentlichste betrogen wird, um das, was den Kern des ehelichen Verhältnisses bildet, und daß ihm nichts bleibt als die leere Schale. Und das Gefühl hat man bei Euch, Thekla — um ebenfalls gerade herauszureden.“

„Habe ich denn keine Berechtigung als Mensch? — Ein jeder kann doch sehen, wie ganz ohne Interessen, wie gänzlich verständnislos Kjøl ist, wo es sich nicht um Geschäfte handelt; mir kann er unmöglich etwas sein.“

„Weshalb hast Du ihn denn genommen, Thekla, wenn Du so genau wußtest, daß seine Freude niemals die Deine werden könne?“

„Wir wollen uns nicht in die Gesehe vertiefen, die dem ewigen Kampf uns Dasein vorgegeschrieben sind, Frau Daarvig. Der Zweck Deiner Ermahnung ist also,“ sagte sie, den Kopf in den Nacken werfend, „daß man mir sogar die Berechtigung streitig machen will, meine geistigen Interessen zu pflegen; ich soll in diesen Sägespänen erstickten. — Aber um offen und ehrlich meine Ansicht zu sagen, ich für meine Person habe die Absicht, alle diese spießbürgerlichen Rücksichten mit Füßen zu treten; ich erkenne kein Gesetz an, keines außer meinem eignen, freien Selbstgefühl. — Ja, dann muß ich mich also darin finden, von Frau Daarvig einen Korb in Bezug auf mein Anliegen erhalten zu haben,“ sagte sie, in dem sie aufbrach...

Zu dieser Nacht flammte und flackerte das Licht wieder oben auf dem Saal... Dann blieb es ruhig auf der Kante des großen, gestrichenen, langen Tisches stehen.

Nachdem Frau Wente heute den Kampf mit der Schwiegerkocher aufgenommen hatte, garte und wogte die Unruhe in ihr. Sie hatte nicht gegen den Strom ankommen können, hatte seiner Zeit Kjels himmelhohe Begeisterung für Thella nicht herabzumitteln vermocht, obwohl sie ebenso klar wie jetzt gesehen hatte, daß die beiden nicht zu einander passen würden, wie die Sache ausfallen mußte. Es war, als wenn Kjels Schwindelphantasie von einer wahren Manie ergriffen sei, sich alles anzueignen, was höher lag, als er reichen konnte, es mochte etwas Ideales sein oder sich um Geldspeculationen handeln. Sein eigenes, persönliches Glück war unwiderstehlich dahin, der Vermis! Da war nichts als Demütigungen für ihn in Aussicht in ununterbrochener Fortsetzung unter Thellas künstlich in die Höhe gehobenen Theorienwesen. Diesen Schwindel, diesen Fehlgriß würde er bis auf den letzten Heller bezahlen müssen.

Aber das, was dies sozusagen übertäubt hatte, was tagelang gleich einem jets wachenden, drohenden, entleglichen Familienunglück auf ihr gelastet hatte, war Kjels zuversichtliche Versicherung, daß er Bankdirektor werden würde.

Das überkam sie wie ein Donnerschlag. Sie sah es — die Zahlen, die nun in die Tausende gingen, würden sich von nun an verzehnfachen, würden gleich einem Gebirgsbach im Frühling anschwellen und zu Hunderttausenden in die Höhe geschwindelt werden. Und es würde ein ganz anderer Maßstab für den Ruin angelegt werden: ein unübersehbares Meer von Geld und Unglück und Schande. Der Name Paarvig würde verflucht, übers ganze Land hinausgeschrien werden.

Sie stand starr und bleich vor dem Licht; die Lippen bebten hin und wieder, als redete sie mit sich selber oder beantwortete stumme Fragen. Kjel tauchte vor ihrem geistigen Auge auf als breitschultriger, flotter Burche, der der erste war, wo es sich ums Schneeschuhlaufen oder um einen geschickten Handgriff handelte, der sich so schnell von den Schularbeiten abzumachen mußte, ohne sie eigentlich zu lernen, und nun ging er da einher, wahnsinnig schlau und mit dieser sonderbar bethörenden, Vertrauen einflößenden, dicken Schicht von gutmütiger Wiederkeit wie ein fetter, moralischer Wasserfächter. Der erste, den er betrog — trotz all dieser wohlüberlegten Kniffe — war er selber. Er schwindelte sich in Illusionen hinein, wagte es nicht, an etwas andres zu denken, als daß er sich hier auf dem großen, breiten Wege zum Reichthum befände und daß sich ihm nur Hindernisse entgegenstellten, die zu nehmen ihm eine Bönne und Befriedigung war — konnte er bei der Gelegenheit doch zeigen, welch guter Kopf er war. Sie sah und verfolgte sein Gesicht, wie es sich im Laufe der Jahre verändert hatte; er hatte diesen hastig lanernden, im Grunde ängstlichen Blick aus den Augenwinkeln heraus bekommen.

Einstmals war er ebenso einfach und kurz und klar gewesen wie Wasi, die nun da drinnen lag und schlief und so fest an Vater und Mutter und an sie alle — mit Ausnahme von Berthea — glaubte und die sich stets über Winka wunderte und nach ihr fragte.

Es war, um blutige Thränen zu weinen, Paarvig, Paarvig, armer Paarvig!

Aber es durfte nicht gesehen, daß Kjel nun auch die Bank in die Hände bekam, um damit seine Schwindeleien zu betreiben: es durfte nicht gesehen und sollte sie selber es auch in die Welt hinausposaunen, daß der Junge zahlungsunfähig sei.

Das ganze Unglück war, daß es Kjel damals gelungen war, den alten Arne Bergesen, von dem jedermann wußte, daß er die personifizierte Vorsicht war, zur Teilnahme an seiner Waldcompagnie zu überreden. Auf diesen Namen hin hatte er alle die andren Speculanten angelockt, so daß er sich plötzlich zum Haupt und Direktor eines großartigen Geschäfts emporschwingen und alle diese neuen und unerprobten Unternehmungen hervorzuwindeln konnte.

Etwas wie eine Idee begann in ihrem Kopf zu dämmern. Sie sah da und starcte und prüfte und untersuchte bei dem flammenden Docht, während das Stearin sich am Rande des Lichtes ansammelte, bis es herabtropfte.

Der alte, vorsichtige Arne Bergesen war absolut einer der zwei oder drei Männer in der Gemeinde, deren Stimme in der Generalversammlung den Ausschlag geben würden.

Wenn sie zu ihm führe und ihm offen heraus sagte, wie verzweifelt sie werden würde, wenn man Kjel zum Bankdirektor erwählte?

Und der Grund dazu?

Sie würde keinen Grund angeben, außer, daß sie ihn für dieses Amt nicht für tauglich halte, daß es ein wahres Unglück für ihn werden würde.

„Es hilft nicht, Kjel,“ murmelte sie mit einem starren, versteinten Ausdruck. „Es ist Verrat. Aber ich bin in der That eine Mutter, die sich gezwungen sieht, ihre eignen Kinder zu töten. Und“ — sie ballte drohend die Faust, so daß der Schatten an der Wand sichtbar wurde — „glaubte ich nicht, daß Du zahlungsunfähig bist, daß die Schande schon da ist — ich ließe auf die Landstraße und riefte es in alle vier Winde hinaus, daß sich jedermann vor meinem Sohn Kjel, dem Schwindler, hüten möge.“ —

Berthea hatte vor Weihnachten ihre Verlobung mit Valentinen vom Zollamt aufgehoben und war nun heimlich mit dem hübschen Schöllberg verlobt, der auf dem Bureau des Amtsrichters arbeitete.

Sie unterhielt überhaupt ihre Privatbekanntschaften und Verbindungen weit über den Verkehrskreis des Hauses hinaus. Es eignete sich nichts im ganzen Kirchspiel, was sie nicht interessierte: Verlobungen, Ehen, Pfändungen und Familienzwiste, und sie wußte ganz genau, wo jetzt für oder gegen Kjel agitiert wurde, sie kannte den ganzen Klatsch über diese Angelegenheit.

Sie hatte ebenfalls durch Anna Lund ganz andre Nachrichten über Endre, der nun dabei war, den König Lear, Hamlet und die großen Charakterrollen einzustudieren, ebenso wie über Winka, als die, welche diese beiden den Eltern in ihren Briefen zukommen ließen.

Winka bezauberte ansehend alle in der Hauptstadt; sie war früh und spät mit Jinsland und andren Dichtern und Künstlern zusammen. Einer wollte sie malen, ein andrer besang sie in seinen Liedern. „Sie finden sie mystisch interessant,“ schrieb Anna. Und im Theater und im Café chantant waren sie tagtäglich.

Aber von Alledem stand keine Spur in den Briefen zu lesen.

Und Schulteiß ging umher und durchschniffelte die Postfächer und verschlang alles, was sie schrieb. Er mußte sich nun damit begnügen, Berthea zu seiner Vertrauten zu machen.

„Sehen Sie, Berthea,“ kam er ganz geheimnißvoll, „Ihre Schwester ist keine negativ herabreichende Persönlichkeit. Sie ist etwas Positives, eine Kraftquelle. Es kommt Klang und Stimmung, Fülle und Energie in alles, was sie magnetisch berührt; sie ist — hm! — der kräftigste Gegenatz zu Frau Thella unten auf dem Sägewerk. Früher ward sie von andren gezogen, jetzt erhebt sie sich zur Kraftentfaltung. Jetzt erhebt sie sich, hebt sich hoch empor insolge der eignen Natur, hoch über sie alle. Jetzt setzt sie die Kräfte der andren in Funktion, schlägt sie nach allen Seiten an wie ein Klavier. Sie giebt sich niemand mehr hin, inspiriert sie nur alle, macht sie vibrieren, so daß sie vollständig werden, jeder nach seinem Naturell. Dies ist ihr hoher Beruf, ich weiß es von ihr selber. Aber sie giebt sich niemand hin, das ist das Feine, das ist der Kern des Ganzen. — Nicht wahr, Fräulein Berthea,“ fragte er plötzlich in flehendem Ton, „sie selber giebt sich niemand hin, glauben Sie das nicht auch?“ — er suchte Bertheas Augen zu ergründen.

„Dazu ist sie viel zu erhaben,“ lautete die entschiedene Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In Pension.

Von Ernst Preczang.

„Nicht so schnell, Vater,“ mahnte das alte Brauchen und zupfte ihren Begleiter am Aermel.

Reimann mäsigte seinen Schritt und bot ihr den Arm. „Hal' Dich ein, Mutter. Das ist denn gerad' wie die Bremse am Wagen.“

„Hast noch immer Deinen Patrouillenschritt an Dir.“ „Gewöhnt sich so schnell nicht ab, Mutter. Aber es wird schon kommen, wenn wir beide uns erst den Gleichtritt eingeübt haben.“ Er reckte sich fröhlich. „Eigentlich noch viel zu früh für'n Abgehalteten, was?“

Sie wendete den Kopf zu seinem Rücken: „Da hinten scheint's 'n bißchen krumm zu werden.“

„Oho!“ Er bog die Brust heraus. „Die verfluchte Civilkleidung, verstehst Du? Dafür ist unsereiner nicht gemacht.“

Frau Reimann lächelte verstohlen.

„Jetzt wird mir doch beinaß 'n bißchen warm.“ Der Alte nahm den Hut ab und betrachtete ihn kopfschüttelnd: „So'n Dibi, was? Bahaha. Ist's nicht komisch, Mutter?“

„Der Helm war Dir oftmals zu schwer in letzter Zeit.“
„Na ja.“ Er strich das spärliche Haar mit einer kleinen Bürste auf den kahlen Hinterkopf zurück. „S' wird schon gut sein so.“ Und er begann zu singen: „Wer treu gedient hat seine Zeit —“

„Ist recht. Sei man lustig, Vater.“
„Om.“ Er schmunzelte. „Haben wir etwa was auszusuchen?“
Sie antwortete nicht, bog den Kopf nur etwas tiefer.
„Dir sitzt wieder was auf der Leber, Pauline. Ist Dir wohl gar nicht mal recht, daß Du mich nu Tag und Nacht im Haus hast.“

„Neb' doch nicht solchen Unsinn.“
„Na also! Warum freust Du Dich nicht? Weiß Goti, ich könnte tanzen, — trotzdem 's mir noch immer im Knie styt, wie 'ne Hintentugel. Du sieh bloß mal hier rum. Hab' ich uns nicht ein famosos Rest ausgehacht für die alten Tage? Ein herrliches Fleckchen Erde, Mutter!“ Seine Hand beschrieb einen Bogen in der Munde.

Hier schnitten die Felder ein Rechteck, wie abgezielt, aus dem Walde. Auf zwei Seiten begrenzte er die Acker; auf der dritten lag das Dorf. Und unten, zwischen den Wiesen, schob sich wie ein schmales Silberband der Fluß hindurch. Grüne Flächen erstreckten sich auf dem jenseitigen Ufer bis hinauf zu den Hügeln, wo, in zart-blauen Dunst gehüllt, sich Baum an Baum hob zu schwärzlicher Masse. Ueber den Gipfeln schwebte die mählich niedergehende Sonne und warf goldene Streifen auf das zitternde Wasser.

„Und da ist unser Häuschen!“ Frau Reimann wies zum Dorfe hinüber. „Wie die Fenster blinken!“

„Ja.“ Er nickte und dehnte sich behaglich. „Das reine Paradies, Mutter. Keine Schinderei mehr und alle Ersten bar und blant...“ er machte die Geste des Geldzählens. „Man hat's gut. Man hat's wirklich gut, was, Mutter? Na, Du sagst nichts.“ Er zog die Uhr. „Eine gute Stunde haben wir gebraucht, da herum zu kommen. Unsere Verdauungstour war' also ausfindig gemacht. Vormittags wandre ich solo, nachmittags wir beide. Bahaha!“ Er rieb sich die Hände. „Wie gemütlich wir uns das einrichten werden! Dazwischen buddle ich im Garten umher, bastele dies und das — na, Langeweile wird's nicht geben. Blumen werd' ich züchten, Mutter, Blumen — Du sollst Deine Freude dran haben. 'n ganzes großes Beet mit Rosen, und eins mit Nelken — und... na, wir werden schon sehen.“

Sie bogen in die Dorfstraße ein.
„Weißt Du was, Mutter. Du lochst nu den Kaffee, was? Derweil geh' ich mal rüber ins Gasthaus. Probieren, wie das Bier hier schmeckt. Bahaha. Und sich mal als Rentier sehen lassen. Viel leicht kommt 'n kleiner Klub zu stande.“

Sie hielt den Frühlichen am Kermel fest: „Geh' nicht, Gustav. Es könnt' Dir — ja, ja, es könnt' Dir schaden.“

„Nanu hör't's auf, Mutter.“ Er wollte laut auflachen. Aber er stupte plötzlich: „Na, mach' man kein Gesicht, Mutter. Ich konn' schon. Weil mir so riesig gemütlich heut' ist. Aber ich will's Dir nicht für morgen versprochen haben! Hörst Du, Pauline: kein Schwur etwa für alle Ewigkeit!“ Er lachte schon wieder. „Da, nu sieh' mal: wie 'n kleines Schloß, unser Haus.“

„Ein Schloß ist es just nicht, Vater. Recht hausfällig innen und außen. Und — unser?“ Sie senkte tief. „Es war' schon recht. Da war' die Miete nicht.“

„Hör' mal, Mutter!“ Er blieb stehen. „Ist Dir was in die Krone gefahren, daß Du ewig nörgeln mußt? Willst mich auch ibellamisch machen? Ein Segen ist's, daß wir das Hamsterloch da gefunden haben! Um ein paar Groschen sozusagen! Noch nicht die Hälfte kostet's, wie in der Stadt. Und deshalb, mein' ich, sind wir ja wohl auch ausgewandert da. Oder hast Sehnsucht nach dem Steinhäufen?“

„Rein, nein! Um Gottes willen!“ Sie hob beide Hände. „Wir könnt'n's ja nicht erschwingen jetzt, Adolf. Bei der schmalen Pension!“ setzte sie schüchtern hinzu.

Er hatte es doch gehört. „Du redst bei Gott fast wie'n Socialdemokrat, Mutter!“ lachte er, während sie ins Haus traten. „Bloß nicht unzufrieden werden, verstehst Du. Immer lustig und sich einrichten. Da geh't schon. Viel haben wir nicht. Stimmt. Aber es ist sicher, wie's Vaterland, Mutter. Und es reicht, denk' ich, Hauptsache. Oder haben wir's nicht berechnet und verteilt bis auf den letzten Pfennig?“ Er war schon in der Stube und zog sich den Schlafrock an. „Hast Du die Pantoffeln warm gestellt, Mutter? Ja? So. Ah, mollig. Na, und nu gud mal zum Fenster raus: die Aussicht! Herrje, was für 'ne rote Angel die Sonne geworden ist! — Reu, Mutter“, er setzte sich behaglich in's Kanapee, „zum Klagen keine Ursache. Denn, was denkst Du, was wir für'n Kapital haben, wenn wir die Pension als Zinsen rechnen. Ja, davon hast Du keine Ahnung! So an die zwanzig tausend kommen heraus. Es mögen auch 'n paar tausend mehr sein. Na, darauf kommt's nicht an. Reich sind wir, Mutter! Steirreich! Du glaubst es natürlich nicht.“

Frau Reimann hatte nur mit dem Kopf gewackelt und abwehrend die Hände erhoben. Dann ging sie in die Küche: „Ach, ach! Du mit Deinen Rechnungen, Adolf!“

Als sie mit dem Servierbrett zurückkam, zitterten die Hände leicht. Und wie sie die Stämme zu den Tassen neigte, gab es ein merkwürdig bebendes Geklapper.

Reimann sah es und schüttelte verwundert den Kopf: „Es ist doch wirklich beinaß, als ob Du was auf'm Gewissen hättest.“

„Adolf!“ Die Augen sahen zur Seite.
„Du, darauf versteh' ich mich. Hab's manchem an der Nase angesehen, daß ich da den richtigen Vogel vor mir hab'. Dann hieß es: Marsch ins Loch! Und 's stimmte oft genug, wenn wir nachher im Stedbrief suchten.“

„Manchmal auch nicht“, sagte trotzig Frau Reimann.
Er lachte: „Ja, da hast Du recht. Mitunter haben wir auch daneben gebaut. Aber diesmal“, er warf sich Zucker in die Tasse und zwinkerte mit den Augen, „diesmal, da möcht' ich drauf wetten.“

„Unsinn.“ Die Alte lächelte. Aber es war etwas Gezwungenes, Kengstliches in den Mienen. Sie trank, sah fürchtam forschend auf Reimann und hielt voll verstoffener Spannung inne, als er seine Tasse zum Munde führte.

„Pfui Teibel!“ Der Alte ließ die Schale fast auf die Untertasse fallen und spuckte: „Was — was ist denn das für'n verfluchtes Zeug?“

Pauline war erschrocken zusammengefahren. Ganz blaß wurde sie, versuchte aber doch, harmlos zu scheinen bei der Frage: „Schmeckt er Dir nicht, Adolf?“

„Ich sag's ja: vergiften willst Du mich, Mutter! Oder hast Du in die Erbsendüte gefaßt?“

„Es ist — es ist — Du mußt entschuldigen — ich wollt' mal probieren — es ist 'n bißchen gebrannte Gerste dabei.“

„Dabei? Dabei? Mutter, Mutter, Du hast die Worte falsch gesetzt. Es ist alles dabei, bloß kein Kaffee.“ Er schüttelte sich und schob die Tasse weit von sich: „So ein Geföhl! Da mach' ich nicht mit, Pauline!“

„Wir müssen uns dran gewöhnen, Adolf. Und es ist gesund. So sehr gesund. Ich hab's neulich gelesen.“

„Hör mal, Mutter: Du bist jetzt fürchtbar auf die Gesundheit aus! Hast Du den Rum auch schon in die Rinne gegossen?“

Frau Reimann streichelte ihm die Hände: „Wenn Du es Dir abgewöhnen könntest, Adolf.“

„Abgewöhnen! Abgewöhnen! Ja, was meinst Du denn nu schon wieder, Pauline?“

„Den — den Schnaps zu Frühstück und Abendbrot.“

Reimann schlug auf den Tisch, daß die Tassen hüpfen, sah seine Frau mit zornigen Augen an und wollte mit einem Donnertwetter losfahren. Aber er besann sich, als er das schein, zuckende Antlitz der Alten sah: — „Bist Du krank, Pauline?“

Sie schüttelte den Kopf, hüffelte verlegen, winkte mit den Händen und würgte an der Ausflärung: „Es ist —, es ist bloß darum, Adolf, weil —“

Er war aufgestanden und griff demonstrativ nach der langen Pfeife: „Nest bin ich neugierig, Mutter, was Du dazu sagen wirst. Das Rauchen ist nämlich auch ungesund.“ Er blieb mit dem Zidibus in der Hand mitten im Zimmer stehen. „Na?“

Aber es folgte keine Antwort, nur ein unterdrücktes Schluchzen kam vom Tisch her.

„Das heißt!“ Reimann stellte die Pfeife mit einem scharfen Ruck in die Ede. „Hol mich der Kuckuck! Dreißig Jahre hast Du es mit angesehen, Pauline, daß ich meine Gesundheit ruinierte —“ er lachte gerinnig, das Schluchzen verstärkte sich — „und nu, wo man die Kladerci im Dienst hinter sich hat, wo man sich die letzte Hand voll Leben noch recht gemütlich machen will, da — da —“ das Schluchzen wurde immer heftiger — „ja, was hast Du denn, Pauline?“

„Es ist — ja bloß — alles wegen der Sparsamkeit, Adolf!“

„Wegen der —? Ah so, sparen willst Du auch noch? Ja, Mutter, das Kunststück bringst Du nicht fertig — trotz der Zwanzigtausend. Kein! Purer Unsinn, Pauline. Sparen!“

Die Alte schüttelte heftig den Kopf: „So nicht, Adolf.“

„Was! — Haben wir's nicht ausgerechnet?“

„Ich kann mir nicht helfen. Ich — ich verschwende nichts. Kamst es glauben, Adolf.“ Sie suchte ein Notizbuch aus der Tasche hervor. „Da, rechne selbst nach. Jeder Pfennig ist aufgeschrieben. Heut haben wir den dreißigundzwanzigsten. Und von Deiner Pension sind bloß noch ein paar Groschen. Ja wolt's Dir nicht sagen, wolt's heimlich einrichten. Aber Du läßt Dich nicht betrügen. Rein. Die kleinste Einschränkung oder sowas merkst Du gleich. Und jähst mich an, als ob ich Schuld bin. Wir kommen nicht aus, Adolf. Oder wir müssen leben wie die Bettler.“

„Mutter!“ Das Lang fast drohend vom Fenster her. Dort stand Reimann und studierte in dem Notizbuch, wo länderlich Posten bei Posten verzeichnet stand.

„Sag' Du, was wir streichen können.“

„Abwarten. Da wird irgendwo ein Fehler steden.“ Er erhob grollend die Stimme: „Bettler! Daß Du so was sagen kannst! Ich hab' treu gedient! Lies mein Abgangsattest! Da steht's schwarz auf weiß. Und jetzt meinst Du: Bettler? Pfui, Mutter! Die Sorte hab' ich eingeloht, wo ich sie zu fassen kriegte!“ Er brummte noch eine gute Weile.

Frau Reimann hatte die Hände im Schoß gefastet und schwieg. Hin und wieder rollte eine Träne über das alte Gesicht.

Es dauerte lange, sehr lange, bis Reimann seine Prüfung beendet hatte. Er wachte schon die Augen tief auf das Gesicht deuten. Dann kam ein Klacken... er mußte sich an's Fenster lehnen und ein wenig Atem holen... .

„Hier ist das Buch, Mutter.“ Es klang leise, müde.
 Sie sah erschrocken auf: „Wie krumm Du gehst, Adolf.“
 Er lastete sich nach der Sofa-Ecke. Ein Weilchen war's ganz still. Dann klapperte eine Kasse: „Du hast recht, Mutter. Es ist Einbildung mit dem Kaffee. Er schmeckt gar nicht — so übel. Man muß sich — bloß dran gewöhnen. Und der Schoppen? Es geht am Ende auch so. Den Schnaps laß man vom Tisch. Vielleicht, daß wir ihn für die Sonntagabende aufheben. — Die Blumen sind unnützes Zeug. Wenn wir den ganzen Garten mit Gemüße bebauen — was meinst Du? Es braucht nicht jeden Tag Fleisch zu sein. — Gib doch das Buch noch mal her. Und zünde die Lampe . . . nein, laß nur. Man kann am Tage lesen. Und es sitzt sich viel gemüthlicher in der Schummerstunde.“

Die Dämmerung kroch grau ins Zimmer und füllte die Ecken mit tiefen Schatten. Immer dunkler wurde es und leins von beiden regte sich. Nur einmal kam es leise und scheu aus der Sofa-Ecke: „Aber die Pfeife, die kannst Du mir lassen, was, Pauline? Wenn ich die billigste Sorte nehme?“ . . .

Kleines feuilleton.

c. h. Prüfung von Diamanten. (Nachdruck verboten.) Die gewöhnliche Prüfung des Diamanten erfolgt bekanntlich mittels der feinen, harten Goldschmiedfeile. Die Oberfläche eines echten Steines wird durch diese Feile nicht angegriffen, während jede Imitation gerigt wird. Im großen Laboratorium der Natur giebt es aber außer dem Diamanten noch andre Produkte, welche durch die Feile ebenfalls nicht angegriffen werden. Vielfach findet man die Ansicht verbreitet, daß ein Stein, welcher Glas ritzt, auch ein Diamant sein müsse; diese Ansicht ist aber durchaus falsch. Man verwechselt hierbei die Begriffe „Ritzen“ und „Schneiden“. Ein Diamant schneidet nämlich bei leichtem Druck die äußere Schicht des Glases in einer Weise, daß nach dem Schneiden bei einem in geeigneter Richtung ausgeführten leichten Schlag die Glasscheibe an der Schnittstelle bricht. Andre Steine, wie auch künstlich hergestellte Körper können das Glas auch, zuweilen sogar tief, ritzen, aber die Glasscheibe läßt sich an der geritzten Stelle nicht brechen.

Ein geübtes Auge wird außerdem leicht erkennen, daß die Facetten eines geschliffenen Diamanten nicht so regelmäßig ausgebildet sind, wie diejenigen einer Imitation. Beim Schleifen und Polieren des echten Diamanten sucht man selbstverständlich, da derselbe bekanntlich nach dem Gewicht verkauft wird, vom rohen Stein so viel wie möglich zu erhalten. Die Imitation zeigt dagegen stets vollkommen ausgebildete Flächen; es liegt kein Grund vor, an dem wohlfeilsten Material zu sparen.

Eine andre einfache Prüfung bildet die „Wassertropfen-Probe“. Bringt man auf die Fläche eines Brillanten einen sehr kleinen Wassertropfen und versucht den letzteren mittels einer Nadel- oder Feder Spitze über die Fläche des Steines hinzubewegen, so wird der Wassertropfen seine kugelförmige Gestalt beibehalten, vorausgesetzt, daß der Stein vorher sauber gereinigt und getrocknet war. Bei einer Imitation (Strah) wird sich der Wassertropfen dagegen auf der Fläche ausbreiten.

Wird ein echter Diamant in ein Glas Wasser geworfen, so wird derselbe im Wasser deutlich zu erkennen sein; er sieht nämlich weiß aus; bei einer Imitation wird sich die Farbe des unedsten Steines mit der des Wassers verschmelzen, und infolgedessen wird derselbe fast unsichtbar sein.

Setzt man auf ein Stück weißen Papiers einen schwarzen Punkt und betrachtet denselben durch einen Diamanten hindurch mittels Vergrößerungsglases, so wird man den Punkt klar und deutlich sehen. Hält man aber eine Imitation zwischen Vergrößerungsglas und Papier, so wird der Punkt auf Grund der ungleichen Brechung der Lichtstrahlen gebrochen erscheinen. Flußsäure (Kieselfluorwasserstoff), welche man nur in Gummigefäßen aufbewahren kann, da dieselbe sämtliche andre Substanzen, wie Glas, Porzellan usw. zerfrischt, wird jede Imitation zerfressen; auf den echten Diamanten übt diese Säure keine Wirkung aus.

Man nehme ein Stück Stoff mit roten und weißen Zeichen, führe den zu untersuchenden Stein langsam über den Stoff hin und beobachte genau das Resultat. Ist der Stein eine Imitation, so werden die Farben leicht zu unterscheiden sein; beim echten Diamant ist kein Farbenunterschied wahrnehmbar.

Ein Diamant, auf Holz oder Metall gerieben, wird, nachdem man ihn vorher den Strahlen des elektrischen Bogenlichts ausgesetzt hatte, im Dunkeln phosphorescieren, was bei einer Imitation nicht der Fall ist. Wird der zu untersuchende Stein mit einer Paste oder Drei aus Borax bedeckt, dann in einer Spiritusflamme gut erhitzt und hierauf plötzlich in ein Glas kaltes Wasser geworfen, so wird eine Imitation sofort in Stücke zerspringen, während ein Diamant durch diese Feuerprobe nicht beschädigt wird.

Wie wir oben bereits erwähnt haben, hat die Natur selbst auch verschiedene dem Diamanten ähnliche Produkte, Edelsteine, geschaffen, welche aber sämtlich von geringerer Härte und infolge dessen auch von geringerem Werte sind, als der Diamant. Beispielsweise sucht man Saphire und Topase, besonders diejenigen mit fast reinerweißer Färbung, als Diamanten einzuschmuggeln. Der Saphir ist nach

letzterem der härteste Stein; er widersteht gleichfalls der Feile, zeigt aber ein wolfliges Aussehen und eine milchartige Farbe. Der Topas geht ein klein wenig ins Gelbliche und wird von den Zähnen der Feile angegriffen. Es giebt eine große Zahl weißer Diamanten, aber ein reiner, klarer, durchsichtiger Stein ohne einen Hauch von Färbung ist feltener, als man annimmt, so daß derartige Täuschungen wohl möglich sind. —

Aus dem Tierleben.

— Schuttmittel tropischer Schnecken gegen Austrocknung. Bei der großen Hitze und der oft langen Zeit der Dürre hat, wie Professor Dr. O. Voeltger in dem „Bericht der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main 1903“ mitteilt, eine sehr große Anzahl von tropischen Landschnecken der Austrocknung dadurch vorgebeugt und Widerstand geleistet, daß sie sich ein transportables Kaltbedeckchen zum Verschluß ihres Gehäuses während der Trockenzeit geschaffen haben. Bei vielen der hierher gehörenden Arten hat sich außer dem Deckel sogar noch eine kalkige Atemröhre oder ein Atemschlitze ausgebildet, der auf die sinnreichste Art dem Tiere gestattet, selbst während der Hitzeperioden dem Atembedürfnisse zu genügen. Daneben kommt noch ein zweites Princip in Anwendung. Bei gewissen Palaina-Arten der Philippinen scheint es nicht zu genügen, daß das Gehäuse einen Schutzdeckel besitzt; vielmehr finden sich hier noch Kühlapparate, welche blafenförmige, die Schale umgebende Aufreibungen darstellen, die mit Wasser gesättigt sind und nur durch kleine Oeffnungen mit der Außenwelt kommunizieren. Durch die Verdunstungskälte geschickt, vermögen die zarten kleinen Tiere die Pausen zwischen zwei auf einander folgenden Regenperioden zu überdauern. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch die weiße Färbung der Schalen, wie sie für sämtliche Wüsten- und Halbwüsten-Schnecken charakteristisch ist. Jede Verdunkelung der Schalen würde hier eine vermehrte Wärmeaufnahme zur Folge haben, die das Leben des betreffenden Geschöpfes gefährdete. Farbstoffausscheidungen trifft man daher an den Gehäusen der Wüsten- und Halbwüsten-Schnecken nur auf der Innenseite. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Ein Piffikus. Zahnarzt: „Haben Sie nur keine Angst. Ein Dack und der Zahn ist heraus. Dann nehmen Sie ein paar Gläschen Cognac darauf und alles ist wieder gut.“

Patient: „Könnte ich die paar Gläschen Cognac nicht vorher nehmen?“ —

— Im Geschäftseifer. Herr: „Ja, ja, ihr Geld wär' nicht übel; aber diesezüge und die hervorkehenden Schulterblätter!“

Heiratsvermittler: „Wie heißt Schulterblätter? Engelisse und Flügelansätze sind es!“ —

— Ausreden lassen. „Jeden Monat, wenn ich meinen Gehalt kriege, lege ich gleich fünfzig Mark in die Sparkasse!“

„Sapperment, da müssen Sie ja eine ganze Menge Geld haben!“

„Wahre! Am Fünfzehnten hole ich es einfach immer wieder!“ —

(„Meggenborfer Blätter.“)

Notizen.

— Ein Rousseau-Archiv soll in Genf angelegt werden; alle handschriftlichen, bibliographischen und bildlichen Gegenstände, die mit Rousseau in irgend einer Weise im Zusammenhang stehen, sollen darin aufgenommen werden. Der Kaiser Verwaltungsrat will für das Archiv ein Zimmer im Bibliotheks-Gebäude einräumen und eine jährliche Summe zur Unterstützung aussetzen. —

— Goethes Lustspiel „Der Großophtha“ wird morgen in Dortmund aufgeführt. Das Stück ist nur einige Male von Goethe selbst, seitdem aber nicht wieder, zur Aufführung gebracht worden. —

— Die Münchener „Elf Scharfrichter“ sind wieder auf-erstanden. Die kaufmännische Leitung hat Leonhard Dullmann, die künstlerische M. Henri übernommen. —

— Siegfried Wagner wird nächsten ein populäres Konzert des Philharmonischen Orchesters in der Philharmonie dirigieren. —

— Eugen d'Alberts Oper „Liedland“ wird am 10. Februar im Leipziger Stadt-Theater in Scene gehen; das Stück ist bisher nur in Prag aufgeführt worden. —

— Richard Wagners „Tristan und Isolde“ wird im November d. J. zum erstenmal in der Pariser Großen Oper gegeben werden. —

— In der Großen Berliner Kunstausstellung 1904 soll diesmal besonders die heimische Kunst Veranschauligung finden. Mit einer Sonderausstellung wird der Tier- und Landschaftsmaler Oskar Frenzel, der Führer der Sechzehnergruppe, vertreten sein. —

— In Argentinien will man durch eine National-Subskription die Mittel für den Bau eines staatlichen Polarschiffes aufbringen. Das Schiff soll in Schweden unter Aufsicht Nordenskiölds gebaut werden. —